

# **Typische Irritationen zwischen Afrikanern und Europäern -**

## **Die Ethik des Verteilens und die gebremste Entwicklung**

Dr. David Signer, Dakar

Senegalesen kaufen in ihren Quartierläden alles in kleinen Portionen ein. Sie lassen sich etwas Kaffee in ein Plastiksäcklein abfüllen, kaufen drei, vier Zuckerwürfel, eine Ration Butter und eine einzelne Zigarette. Man könnte annehmen, das habe mit den begrenzten Mitteln tun, aber diese Erklärung ist unlogisch. Unterm Strich käme es nämlich billiger, jeweils eine ganze Dose Kaffee oder eine Schachtel Zucker zu kaufen.

### **Der Begriff von Eigentum ist weniger strikt als in Europa**

Der wahre Grund ist, dass Horten in Afrika schwierig ist. Das Päckchen Zigaretten wäre in kurzer Zeit leer, weil sich alle davon bedienen würden. «Es hat ja genug», würde man sagen. In einer typischen senegalesischen Wohnung herrscht ein beständiges Kommen und Gehen. Gastfreundschaft wird grossgeschrieben. Ist gerade Essenszeit, wird auch ein Fremder sofort eingeladen. Umgekehrt sieht der zufällige Besucher nichts Böses dabei, sich von herumliegenden Bonbons, Früchten oder Zigaretten zu bedienen. Das kann so weit gehen, dass das Fahrrad im Hinterhof immer mal wieder verschwindet, weil ein Gast oder ein Wächter gerade irgendwohin fahren musste. «Es wurde ja momentan nicht gebraucht», wird dann zur Verteidigung vorgebracht. Wer viel hat – und seien es nur Zuckerwürfel – zeigt, dass er mehr besitzt, als er zum unmittelbaren Konsum benötigt. Also wird es ihm auch nicht weh tun, wenn am Abend etwas davon fehlt. Der Begriff von Eigentum ist weniger strikt als in Europa.

### **Eine Bitte abzuschlagen ist unhöflich**

Dasselbe mit Kleidern: Wer einen Schrank voller Hosen und Hemden hat, kann ohne weiteres ein Stück für ein paar Tage entbehren, lautet die Logik. Insbesondere unter Verwandten wird die Garderobe oft als Gemeingut betrachtet. Das Ausleihen kann länger dauern, bis zum Nimmerwiedersehen. Aber wer in so einem Fall «Diebstahl» schreit, macht sich lächerlich. Im besten Fall wird man vor der Inbesitznahme gefragt. Ein Besucher sagt: «Oh, dieser Wecker gefällt mir. Ich muss morgen früh raus. Kann ich ihn mitnehmen?» Man weiss, dass man bei einem Ja den Wecker nie mehr wiedersieht; aber nicht die Frage gilt als unhöflich, sondern ein «Nein» als Antwort. Deshalb wählen Senegalesen dann oft einen Umweg: «Der Wecker gehört meinem Bruder, ich kann ihn nicht weggeben» oder «leider brauche ich ihn morgen früh unbedingt».

Hat man sich verabredet, und der andere kann nicht kommen, wird er einfach nicht auftauchen - ohne sich zu entschuldigen. Versucht man ihn dann anzurufen, nimmt er das Telefon nicht ab. So kann das tagelang gehen. Der andere hofft einfach, irgendwann sei die Sache vergessen. Das erscheint dem Westler als extrem unhöflich; aber für die Senegalesen wäre es unhöflicher, den Termin zu annullieren.

### **Freundschaft und Finanzielles gehören zusammen**

Teilen ist im subsaharischen Afrika enorm wichtig. Die Qualität einer Freundschaft bemisst sich an der Bereitschaft zu geben. Eine Freundschaft, die sich nicht auch materiell beweist, ist hohl. Dazu gehören Kredite. Es ist normal, dass man von Bekannten dauernd um Geld angegangen wird. Oft sieht man es nicht wieder. Dafür weiss der Gläubiger, dass der andere in seiner Schuld steht und dass er ihn bei Gelegenheit ebenfalls um einen Dienst bitten kann. Dass man Freundschaft und Finanzielles trennen soll, gilt hier nicht, und eine Freundschaft wird durch die involvierten Interessen nicht entwertet. Das gilt auch in Liebesdingen. Wer mit einer Frau ins Bett geht, schenkt ihr am nächsten Tag etwas. Alles andere wäre unhöflich. Mit Käuflichkeit oder gar Prostitution hat das nichts zu tun.

### **Es ist gut, wenn Leute einem etwas schulden**

Das Verhältnis zum Schuldenmachen ist anders; dazu gehört, dass man sich selten bedankt. Hat einem ein senegalesischer Freund einen Dienst erwiesen und man sagt Danke, entgegnet er: «Aber wir sind doch zusammen!» Will heissen: Das ist doch selbstverständlich. Ein Dank stellt die Freundschaft infrage, errichtet Distanz. Zudem wird mit einem Dankeschön die Schuld beglichen, man ist dann quitt. Das ist für Schweizer wichtig, man steht nicht gerne in der Schuld von jemandem. In Senegal ist es umgekehrt. Es ist gut, wenn einem Leute etwas schulden; man weiss dann, dass sie einem in der Stunde der Not die Hilfe nicht verwehren können. Das Ideal ist nicht Autonomie, sondern, in ein Netz von Verbindlichkeiten, Schulden, offenen Rechnungen und gegenseitigen Verpflichtungen eingebunden zu sein. So fühlt man sich sicher. Zudem kann man sich durch Hilfe gegenüber Armen Punkte im Himmel holen. Durch einen Dank hingegen macht der Empfänger das Geschenk zum Tausch: Almosen gegen Dankbarkeit.

### **Generös mit Materiellem, geizig mit Wissen**

Teilen ist in Afrika wichtig. Das gilt für Geld und Dinge, aber auch für Raum: Die verbreitete Gastfreundschaft bedeutet, den eigenen Raum zu teilen. Hingegen sind Afrikaner oft zurückhaltend im Teilen von Informationen über ihr Privatleben. Das mag erstaunen, da man Afrika mit Offenheit verbindet. Aber direkte Fragen nach Beruf, Zivilstand oder Kindern, die in Europa zur üblichen Konversation gehören, sind eher verpönt. Unter der Extravertiertheit verbirgt sich Misstrauen. Kurz: Während Westler mit ihrem Wissen freigebig umgehen, hingegen mit Dingen und Raum geizig sind, ist es in Afrika umgekehrt. Vielleicht hat man dort wegen dem engen Zusammenleben ein um so grösseres Bedürfnis nach Gedankenfreiheit: Hat man schon aussen keinen Raum, möchte man sich wenigstens eine innere Privatsphäre erhalten. So sind Antworten auf persönliche Fragen oft vage, ausweichend oder irreführend. Im Westen nimmt man an, die freie Zirkulation des Wissens sei wesentlich für den Fortschritt; im Zeitalter der sozialen Netzwerke hat sich diese Offenheit auch im Privatleben noch intensiviert. In Senegal hingegen kann es passieren, dass man im Sekretariat einer Universität nach der E-Mail-Adresse oder Telefonnummer eines Professors fragt und die Antwort erhält, die sei privat. Vor manchen Ministerien hängen junge Männer herum, die ihre Dienste als «Guide» anbieten. Sie wissen über die Abläufe Bescheid und darüber, wo sich welches Büro befindet. Sogar Informationen, die in Europa als öffentlich gelten, sind hier ein Gut, das verkauft werden kann.

### **Schwierige Freundschaft zwischen Armen und Reichen**

Solange Geben und Nehmen unter Freunden mehr oder weniger im Gleichgewicht sind, gibt es keine Probleme. Konfliktrüchtig wird es, wenn einer viel reicher ist als der andere oder zumindest diesen Anschein erweckt. Damit sind Weisse in Afrika oft konfrontiert. Expats haben den Eindruck, sie würden von ihren Bekannten, die unaufhörlich etwas von ihnen wollen, ausgebeutet, ja ausgesogen. Sie werden misstrauisch und verschliessen sich, weil ihnen scheint, «Freundschaft» sei gleichbedeutend mit «gib mir». Das hat einerseits damit zu tun, dass Weisse à priori als wohlhabend gelten, und andererseits damit, dass der Kontakt zu Ärmeren meist einfacher ist als derjenige zu Wohlhabenden und finanziell Gleichgestellten. Angehörige der afrikanischen Elite schotten sich oft nach unten ab, gerade weil sie wissen, wie gross die Begehrlichkeiten sind, denen man schlecht ausweichen kann.

### **Beziehungen ersetzen Versicherungen und Vorsorge**

Die Wichtigkeit der Solidarität hängt mit dem Mangel an sozialen Einrichtungen und funktionierenden Banken zusammen. Die meisten Afrikaner verfügen weder über eine Krankenkasse noch über sonstige Versicherungen. Arbeitslosengelder und Altersrenten gibt es kaum. Einen Bankkredit zu bekommen, ist schwierig. Alle diese Leistungen, die in Europa institutionalisiert sind, übernehmen in Afrika Verwandte und Freunde. Grosszügig zu sein, ist nicht nur altruistisch, sondern auch eine Absicherung. Der Generöse kann ebenfalls auf Hilfe zählen, falls er in Not gerät.

### **Wer aus der Solidarität ausschert, wird unter Druck gesetzt**

Die verbreitete Armut im subsaharischen Afrika ist sowohl Ursache wie auch Folge dieses Systems. Wer arm ist, kann nicht autonom sein. Er kann nicht auf Ersparnes zurückgreifen. Sein Kapital ist sein soziales Netz, das er in Anspruch nehmen kann. Aber es ist auch schwierig, der Armut zu entkommen, wenn man das Erwirtschaftete permanent verteilen muss. Man kann so kaum Geldmittel akkumulieren, die man etwa für den Start eines kleinen Business brauchte. Im Gegenteil: Wer anhäuft, macht sich des Geizes und des Egoismus verdächtig. Die afrikanische Ethik der Solidarität ist eher sozialistisch als kapitalistisch. Das egalisierende Sicherheitssystem funktioniert «einmittend», aber auf niedrigem Niveau: Niemand verhungert, aber es reüssiert auch keiner so richtig, ausser er hat den Mut oder die Kaltblütigkeit, sich aus den gegenseitigen Verpflichtungen zu verabschieden. Dann setzt er sich allerdings enormem psychologischen und sozialen Druck aus; er weiss, dass ihm von allen Seiten vorwurfsvoller Neid entgegenschlägt, und oft gelten Neid und Hexerei als synonym. Der «Geizige» muss fürchten, von rachsüchtigen Zukurzgekommenen krank gemacht oder sogar auf okkulter Art getötet zu werden.

### **Die Welt als Kuchen, der verteilt wird**

Die Wirtschaft wird in dieser Weltsicht als ein Nullsummenspiel aufgefasst: Es geht um einen Kuchen, der verteilt wird. Wenn einer mehr hat, hat der andere weniger. Jeder Gewinn geht auf Kosten eines anderen und weckt Ressentiment und Missgunst. Eine Vergrösserung des Kuchens, Wachstum, Entwicklung und Win-Win-Situationen kommen in dieser Gleichung nicht vor.

## **Gegenseitige Abhängigkeit statt Autonomie**

Sparen, Kapital anlegen, investieren – das widerspricht den traditionellen sozialen Normen und Zwängen. Die Senegalesen schimpfen zum Beispiel gerne darüber, dass alle Läden den Libanesen gehören, so wie auch in Ostafrika die Shops oft Indern gehören. Tatsache ist, dass Afrikaner selbst oft keine Läden eröffnen, weil dann alle Verwandten und Möchtegern-Verwandten herbeiströmen und sagen, komm, gib mir doch einen solchen Ventilator, du hast ja 100 davon hier, das tut dir nicht weh. Sie vergessen, dass er mit dem erwirtschafteten Geld nachher wieder neue Waren einkaufen muss.

Das Ideal in diesem Sozialsystem sind nicht Autonomie und Freiheit, sondern gegenseitige Abhängigkeit. Es soll maximale Interdependenz und Kohäsion hergestellt werden. Die Gruppe steht über dem Individuum: «Ich bin, weil wir sind», lautet das Credo.

## **Geld binden durch halbfertige Häuser**

Typisch in einer afrikanischen Stadt sind all die unfertigen Häuser. Die unverputzten Mauern mit den herausragenden Armierungseisen geben dem Stadtbild etwas Unfertiges und Improvisiertes; man hat den Eindruck einer einzigen, riesigen Baustelle. Oft handelt es sich bei den Gebäuden um Rohbauten; manchmal wird auch ein Stockwerk gebaut, und erst nach Jahren kommt eine zweite Etage darauf, aber ohne definitives Dach, so dass die Möglichkeit für ein weiteres Stockwerk besteht. Die gestaffelte Bauweise hat mit der Finanzierung zu tun. Man spart nicht oder nimmt nicht einen Baukredit auf, um dann das ganze Haus auf einmal fertigzustellen. Sondern man baut jeweils ein bisschen, sobald man wieder etwas Geld beisammen hat. Denn es ist unmöglich, lange zu sparen, ohne etwas davon an Bedürftigere abgeben zu müssen. Umgekehrt ist Geld, das in Land und Gebäude investiert wurde, nicht mehr flüssig, also nicht mehr für andere verfügbar. Man kann dann den Bittstellern mit gutem Gewissen entgegen: «Ich bin nicht liquid.»

## **Sich unter den Schutz eines «Patrons» stellen**

Trotz den vielen Vorkehrungen, die Einkommensunterschiede ausgleichen, gibt es natürlich auch in Afrika Arme und Reiche. Weil für das Fortkommen Connections oft wichtiger sind als Fleiß und Intelligenz, versucht man, Beziehungen zu Bessergestellten herzustellen und zu pflegen. Auch hier geht es um Tausch: Der «Klient» bringt dem «Patron» Respekt und Loyalität entgegen, im Gegenzug erwartet er Unterstützung und Zugang zu Ressourcen wie zum Beispiel einem Job. Zwar kann der dauernde Appell um Hilfe für Wohlhabende belastend sein, dafür bietet die gesellschaftliche Position dem «Patron» Prestige und Gefolgschaft, was zum Beispiel für Politiker elementar ist.

## **Die «Ethik» von Korruption und Vetternwirtschaft**

Denn diese Mechanismen prägen nicht nur die Interaktionen im Alltag, sondern auch das Geschäftsleben und die Politik. Von einem Direktor oder einem Minister wird erwartet, dass er seinen Verwandten und «Klienten» Jobs, Pfründen und Vorteile zuschanzt. Das gilt nicht als unmoralische Vetternwirtschaft, Begünstigung oder Korruption, im Gegenteil. Es wäre unmoralisch, nämlich egoistisch, wenn der «Patron» es nicht tun würde. «Vergiss nicht, woher du kommst», sagt man einem Aufsteiger, der seine Nächsten ignoriert, die es weniger weit gebracht haben als er. Notfalls macht man ihm das Leben zur Hölle, indem man ihm mit Verhexung oder anderen paranormalen Sanktionen droht. Der dankbare Klient kann nämlich durchaus zur Furie werden, wenn er nicht mehr kriegt, was ihm seiner Meinung nach zusteht.

Und Politiker können es sich nicht leisten, auf die Solidarität ihres Clans, ihrer Ethnie und ihrer Wählerschaft zu verzichten.

### **Der Groll der «Zurückgebliebenen»**

Oft zeigt sich dieses Problem als Stadt-Land-Konflikt: Die «Zurückgebliebenen» im Dorf grollen den Ausgewanderten, weil sie nicht die Rimessen erhalten, die sie eigentlich erwarten. Manchmal machen sie sich dann ebenfalls in die Stadt auf, wo sie sich beim Verwandten, der offenbar Karriere gemacht hat, einquartieren. Viele Bewohner Dakars beklagen sich über all die Verwandten, mit denen sie ihre kleine Wohnung und ihr Salär teilen müssen, das ihnen selbst bescheiden, Menschen vom Land jedoch gewaltig erscheint. Einen Verwandten, mag er noch so unverschämt sein, aus dem Haus zu werfen, ist aber fast unmöglich. Dasselbe gilt für Emigranten, die vielleicht versucht haben, diesem beengenden Sozialsystem zu entkommen. Aber nun sind die Begehrlichkeiten der Verwandten zu Hause noch grösser, weil sie annehmen, der Auswanderer habe es in Europa bestimmt zum Millionär gebracht. Kurz: Viele Afrikaner leben in einem Dilemma zwischen den traditionellen Werten von Solidarität und sozialer Umverteilung und der Moderne mit ihren individualistischen und meritokratischen Idealen.